Ist Vernunft zum Schreiben eines Buches nöthig?

Autor(en): **Liscow, Christian Ludwig**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **11 (1954)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-387737

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Christian Ludwig Liscow (1701–1760) / Ist Vernunft zum Schreiben eines Buches nöthig?[1]

in sehr altes scytisches Sprichwort sagt, daß es eine größere Kunst sey, aus einem ledigen, als aus einem vollen Glase zu trinken; und mich deucht, daß also, wenn die Vernunft zur Verfertigung einer Schrift so unumgänglich nöthig ist, als die *guten* Scribenten wollen, einer, der ohne Vernunft ein Buch schreiben kann, weit vortrefflicher und mehr zu bewundern ist, als einer, wenn er etwas zu Papier bringen will, allemal seine Vernunft zu Hülfe nehmen muß. Man muß nicht meynen, daß die Bücher, die ohne Vernunft geschrieben werden, nicht so wohl gerahten, als diejenigen, die mit Verstand gemacht sind. Denn es gibt Bücher, die unstreitig ohne Zuthun der Vernunft verfertiget und doch so wohl gerahten sind, daß selbst unsere Feinde darob erstaunen. Ist es möglich, schreyen sie gemeiniglich, daß ein vernünftiger Mensch dergleichen Zeug schreiben könne? Ja, ich habe mit meinen Ohren gehöret, daß einer, dem die höchst unvernünftigen Gedanken eines gewissen elenden Scribenten über den Spruch: Viele sind berufen etc. zu Gesichte kamen, im Beyseyn vieler Leute hoch betheuerte, es sey ihm, wann er auch Engelsverstand hätte und sein Leben damit zu retten wüßte, unmöglich, so zu schreiben. Unsere Feinde gestehen also selbst, daß einem Menschen, der seine Vernunft nicht gebrauchet, vieles möglich sey, welches ein vernünftiger Mensch nicht thun kann, und daß wir die besondere Geschicklichkeit besitzen, ohne Vernunft Thaten zu thun, wozu ein mehr als englischer Verstand erforderlich wird. Sie halten dieses für etwas schweres, ja für eine Sache, die ihnen schlechterdings unmöglich ist. Ich versichere aber, daß es uns nicht nur möglich, sondern gar etwas leichtes ist, ohne Vernunft wunderbare Bücher zu schreiben. Sollten unsere Feinde wissen, wie geschwinde wir mit unsern Schriften fertig werden, und wie wenig Mühe und Nachdenken wir darauf wenden: so würden sie über unsere Geschicklichkeit erstaunen; sie würden, von dem Glanze unserer Vortrefflichkeit gerühret, vor uns niederfallen und, ohne Zeitverlust, ihre Vernunft ins Meer werfen, wo es am tiefsten ist.

Denn eben diese Vernunft ist es, welche ihnen ihre Arbeit so mühsam macht. Wir zähmen sie und legen ihr ein Gebiß ins Maul, und eben darum wird unsere Arbeit so leichte. Unsere Feinde machen sich ein Gewissen, den Regeln der gesunden Vernunft, die doch so schwer zu beobachten sind, entgegen zu handeln. Sie können nicht schreiben, wenn sie nicht vorher denken. Sie bilden sich ein, sie müßten die Sache, wovon sie schreiben wollen, aus dem Grunde verstehen, und verderben die edle Zeit mit der unnützen und lächerlichen Überlegung, ob sie auch der Materie, welche sie abhandeln wollen, gewachsen sind. Von allem diesem Ungemach sind wir frey. Wir erkennen die Schädlichkeit der Vernunft und kehren uns also wenig an ihre Regeln. Unsere Absicht ist, wenn wir so viel Papier, als dazu nöthig ist, mit Buchstaben bemahlen. Ob der Sinn, der aus diesen Buchstaben heraus kömmt, wenn man sie zusammen setzet, vernünftig ist, oder nicht, daran ist uns wenig gelegen. Wollten wir alles nach der Vernunft abmessen: so müßten wir denken; und das Denken greift den Kopf an, nimmt viel Zeit weg, und nützet doch, wenn man die Wahrheit sagen will, nichts. So oft unsere Feinde unsere Schriften lesen, sprechen sie: Der Mensch kann nicht denken; und dennoch können sie unmöglich leugnen, daß dieser Mensch, der nicht denken kann, ein Buch geschrieben habe; weil sie es in Händen haben. Sie müssen also, sie mögen wollen oder nicht, gestehen, daß man schreiben könne, ohne vorher zu denken.

Wir thun es und befinden uns wohl dabey. Es ist leichter und natürlicher, mit den Fingern zu schreiben, als mit dem Kopfe. Wer das letzte thut, ist einem Gauckler ähnlich, der auf dem Kopfe tanzet. Dieses mögen wir nicht von uns gesaget wissen.

Ich sage, daß wir, wenn wir schreiben wollen, die Prüfung unserer Kräfte, mit welcher sich unsere Feinde quälen, für eben so unnütz halten, als Vernunft und Nachdenken. Wir brauchen so viele Umstände nicht. Wir haben die besondere Gabe von der Natur, daß wir schreiben können, was wir nicht gelernet haben, und von Sachen

[1] Mit Streichungen aus «Die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Scribenten» in der «Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften», Frankfurt und Leipzig, 1739.

urtheilen können, die wir nicht verstehen. Wir schreiben ganze Bücher von der Möglichkeit einer ewigen Welt, und handeln die schwersten Fragen aus der Weltweisheit auf eine ganz eigene Weise ab, ob wir gleich nichts davon begreifen. Wir elenden Scribenten sind nicht mißtrauisch gegen uns selbst, weil wir wissen, daß uns auch bei der größten Schwachheit alles möglich ist.

Diese vortreffliche Eigenschaft erhebet uns unendlich über unsere Feinde. Ein guter Scribent muß seine besten Jahre mit einem verdrießlichen Lernen verderben: weil er die abergläubige Einbildung hat, man könne sonst nicht schreiben. Wir hingegen fangen ganz frühe an zu schreiben und warten nicht bis die bösen Tage kommen und die Jahre herzutreten, da man sagt: Sie gefallen mir nicht. Wir können gleich, ohne alle Vorbereitung, zum Werke schreiten; und ehe ein guter Scribent mit der Einsammlung der Sachen fertig ist, die er zu seinem Zwecke nöthig achtet, haben wir uns zehenmal in Kupfer stechen lassen und den besten Platz in den Buchläden eingenommen. Ein guter Scribent mag seine Zeit noch so wohl angewandt und sich zum Schreiben so geschickt gemacht haben als er immer will: so wird er doch allezeit gestehen, daß einige Materien ihm zu hoch sind, und selbst von denen, die er verstehet, nicht ohne vorhergegangene Überlegung und mit Furcht und Zittern schreiben. Uns ist keine Materie zu hoch. Wir wissen alles, ob wir gleich nichts wissen. Wir schreiben drauf los und kehren uns an nichts.

Wir sind mit der Ehre, welche uns unsere Schriften bringen, wohl zufrieden. Mögen sie beschaffen seyn wie sie wollen, so finden sie doch allemal Verleger, Käufer und Leser.

– *ils trouvent pourtant quoiqu'on en puisse dire*
Un Marchand pour les vendre, des Sots pour les lire[2].

Man frage nur die Buchhändler, ob unsere Werke nicht den schönsten Abgang haben.

[2] Boileau, Sat. 2.

G. E. Magnat / Les bibliophiles sont gens heureux

Ce titre est une parodie de l'aphorisme – ou de la boutade – de Goethe: «Tous les collectionneurs sont gens heureux.» Ne serait-il pas intéressant de savoir pourquoi le fait de collectionner, qu'il s'agisse de timbres-poste, de papillons, de tableaux ou de premières éditions, rend heureux?

Il y a sans doute à cela plusieurs raisons. Personnellement, j'estime que la raison la plus forte est le sentiment de la liberté qu'éprouve le collectionneur, puisqu'il va de soi qu'aucune contrainte extérieure ne l'oblige à collectionner, mais qu'il ne fait que céder à son dada préféré, on dit aujourd'hui, à son *hobby*, c'est-à-dire à son plaisir. Faire librement ce qu'il vous plaît rend heureux.

Voyons la seconde raison. Elle doit nécessairement exister, puisque le plaisir répété, devenu continu, soigneusement organisé par le bibliophile n'est plus un plaisir, mais autre chose. Comme elle le fait de toutes choses, l'habitude émousse le plaisir et le tranforme en une sorte d'automatisme qui devient un réflexe de la pensée.

Le bibliophile qui, au début, était un amateur, donc un amoureux, finit par subir son dada comme un fumeur son vice. Jouir d'un bien quelconque ou ne plus pouvoir s'en passer sont deux choses.

Sans doute, le collectionneur accordait-il dès le début une valeur exagérée à l'objet de sa convoitise, mais cette valeur demeurait encore relative. Peu à peu, avec l'importance grandissante de sa collection, ses pensées finissent par revenir de plus en plus vers les objets de sa dilection, qui prennent alors une valeur d'absolu. Quelque chose me dit que c'est à cela qu'a songé Goethe. Ce passionné de la vie savait fort bien que ce qui est relatif ne saurait satisfaire ni l'âme ni l'esprit de l'homme, et qu'il a besoin d'absolu pour être heureux.

Il nous reste maintenant à trancher la question capitale: l'homme, donc le bibliophile, peut-il être vraiment heureux en adorant un relatif érigé par lui en absolu, ou si vous préférez, une idole par lui déifiée?

Je répondrai par l'affirmative, à condition d'ajouter qu'il lui faut pour cela être devenu incapable de faire cette distinction essentielle du relatif et de l'absolu en s'embarquant volontairement, bien que plus ou moins consciemment, dans la *Stultifera navis*, la nef des fous.